

Birgit Carstensen, Karen Haubenreisser, Frigga Haug

Willkommen in der Freizeit – Ausgrenzung in der Arbeit.

Werkstattbericht über Konstruktionen von Fremdheit und Integration

I Vorbemerkung

Der folgende Bericht möchte weder auf dem Gebiet des Rassismus, noch auf dem der Kognitions- oder Erinnerungsforschung eine kritische Übersicht geben noch diese ersetzen. Es geht um ein Stück Arbeit im Alltag, die zwar theoriegeleitet ist, jedoch sich an Theorie selbst nicht konsequent abarbeitet. Vielmehr geht es darum, die eigene Widersprüchlichkeit im Alltag gemeinsam aufzuspüren. Die gewählte Methode ist die Erinnerungsarbeit (vgl. Haug 1999), in die eine Vielzahl von theoretischer Vorarbeit eingeht, die hier nicht im einzelnen vorgeführt werden kann.

* * *

Unter der alltäglich formulierten Frage nach Erfahrungen spontaner Abneigung gegen ‚Fremde‘ trafen sich in Hamburg im Sommer 2004 einige Frauen, um einen ganzen Tag einem Vorurteil in der eigenen Befindlichkeit auf die Spur zu kommen.¹ Das Thema war von einer der Frauen, die das Treffen organisiert hatte, gewünscht und über E-Mail-Listen ausgeschrieben. Die Gruppenzusammensetzung war äußerst willkürlich. Es kamen 12 Frauen, zwischen 30 und 65 Jahren alt. Eigentümlicherweise arbeitete mehr als die Hälfte in Beratungskontexten – zumeist in der neuen Form der „Selbstunternehmerinnen“. Menschen im Umbruch also. Sie hatten ein Vorwissen im sozialpsychologischen Bereich im weitesten Sinn. Alle hatten eine erinnerte Szene mitgebracht, so konnte die Arbeit mit den Erinnerungen ohne weiteren Verzug aufgenommen und intensiv durchgeführt werden.

¹ Wiewohl es nur um einige Einzelfallstudien ging, fanden wir unsere Ergebnisse interessant genug, dass sie in einem vorläufigen Werkstattbericht veröffentlicht werden sollten.

II Theoretische Hinweise

Erinnerungsarbeit beginnt mit gemeinsamen Reflexionen zum Thema und zugleich mit einer Vergewisserung, welche theoretischen Vorannahmen den Bereich besetzen. Das kann man schlecht in gemeinsamer Lektüre erarbeiten, was in größerer Forschung mit Erinnerungsarbeit getan würde², wenn das Seminar nur einen Tag währt. So beschränkten wir uns auf ein knappes Referat zu Thesen von Ute Osterkamp (1996) zum Rassismus, die wir für unsere Arbeit nützlich fanden. Wir benutzten ihre Thesen zugleich als eine Art Richtschnur für unsere Erinnerungsbesichtigung, wie wir umgekehrt vorsichtig die eigenen Erarbeitungen als eine Art erweiternder Kritik verstanden.

Osterkamps Hauptannahmen, die wir für unsere Arbeit wichtig fanden, waren:

1. Der Begriff Ausländerfeindlichkeit, unter dem Rassismus gewöhnlich abgebildet wird, hat „verschleiende Funktion“ (S. 12); er erlaubt es, solche „Feindlichkeit“ nicht bei sich, sondern bei anderen zu suchen und zu kritisieren. „Das heißt konkret, dass der Begriff der ‚Ausländerfeindlichkeit‘ für alle, die ihn benutzen, möglicherweise entlastende Funktion hat. Er macht das Problem an bestimmten, mehr oder weniger eng umrissenen Personengruppen, d.h. aber immer an anderen, fest.“ (S. 13)
2. So konstruiert sich ein jeder moralisch erhaben und bearbeitet Rassismus als persönliches Merkmal von anderen, weist ihnen eine Schuld zu. Rassismus soll sodann in einer Art antirassistischer Erziehung aberzogen werden.
3. In dieser Weise wird über die Bedingungen rassistischen Verhaltens geschwiegen.
4. Eine der wichtigen Grundlagen von Rassismus ist Angst, die alle betrifft. „Man muss die realen Ängste, die hinter der sogenannten Ausländerfeindlichkeit stehen, in ihren wirklichen Zusammenhängen und Ursachen aufdecken, und damit zugleich zugänglich machen.“ (S. 13) Als Begründung solcher Ängste nennt Osterkamp den „Versuch, die individuelle Existenz bzw. den individuellen Vorteil unter fremdbestimmten und damit prinzipiell bedrohlichen Verhältnissen abzusichern“ (S. 12).
5. Eine wirksame Politik gegen Rassismus muss auf der Grundlage der Überprüfung eigener Haltungen und Einstellungen entwickelt werden.

² So dauerte die Forschung zu weiblicher Angst, die im Wechsel Angsttheorien und Angsterfahrungen bearbeitete, fast 5 Jahre. (Vgl. Haug u. Hauser (Hg.): Die andere Angst. Hamburg 1991)

6. Gerade, indem man sich nicht als „anders“ erfährt, kann man an den Grundlagen von Rassismus eingreifend arbeiten, kann man Selbstveränderung mit Gesellschaftsveränderung verknüpfen.
7. In den neoliberalen Umbrüchen nehmen Rassismus und in ihm die Auffassung zu, andere Menschen als Ballast zu sehen und Techniken der Aussonderung zu entwickeln.
8. Die einzelnen geraten unter vermehrten Anpassungsdruck, dem sie auf Kosten von Schwächeren nachzukommen suchen. „Insofern die Psychologie diese Verdrängungstendenzen und –mechanismen aufdeckt, schafft sie wesentliche Voraussetzungen dafür, dass man ihnen nicht einfach aufsitzt, sondern sich auch dazu bewusst verhalten, d.h. aber die Handlungsmöglichkeiten schaffen kann, unter denen man vor der Gefahr nicht die Augen verschließen oder sie dort suchen muss, wo man mit ihr eher fertig werden zu können meint.“ (S. 18)

Unter solchen Vorannahmen schien uns die Arbeit mit uns selbst eine wirksame Form der Auseinandersetzung mit dem zunehmenden Rassismus in Gesellschaft. Unsere Perspektive dabei ist, einen Begriff von individuellen Begrenzungen und Möglichkeiten zu bekommen und diese im Hinblick auf ihre gesellschaftliche Entstehung und Eingebundenheit zu verstehen. Ziel ist, Ansatzpunkte für gemeinsame Veränderung von Praxen und Bedingungen zu finden. Es geht nicht um individuelle Selbsterziehung.

Weitere Impulse entnahmen wir Vorschlägen von Antonio Gramsci. Ihm zufolge kann man sicher davon ausgehen, dass wir mehrere, wenigstens zwei theoretische Bewusstseine haben, die miteinander koexistieren. In seiner Philosophie der Praxis (Gefängnishefte, Band 6) schlägt er vor, die verschiedenen „Bewusstseine“ zu reflektieren. „Der Mensch ist zu begreifen als geschichtlicher Block von rein individuellen, subjektiven Elementen, und von massenhaften, objektiven oder materiellen Elementen, zu denen das Individuum eine tätige Beziehung unterhält. Die Außenwelt, die allgemeinen Verhältnisse zu verändern, heißt, sich selbst zu potenzieren, sich selbst zu entwickeln.“ (H 10, § 48) Insofern Gramsci die einzelnen als Zusammensetzung aus den ganz unterschiedlichen Massenkulturen denkt, in denen sie leben (Familie, Kollegen, Nachbarschaften, Vereine, Partei usw.), Verknüpfungen, die es erlauben, dass man zugleich reaktionär, abergläubisch, wissenschaftlich, revolutionär usw. denken und empfinden kann, empfiehlt er, sich seiner selbst reflexiv zu versichern, ein Inhaltsverzeichnis anzulegen und sich in einer Weise kohärent zu arbeiten, dass man sich selbst bejahen kann. Dies aber braucht ein Kollektiv, das Gestaltung von Gesellschaft als eigenes bewusstes gemeinsames Projekt verfolgt.

Eine Gruppe, die gemeinsam Erinnerungsarbeit betreibt, ist natürlich noch kein Projekt mit der Perspektive der Gesellschaftsgestaltung. Gleichwohl kann man davon ausgehen, dass die Bejahung des Themas, die eigene Beteiligung am Rassismus zu erforschen, schon zwei notwendige Voraussetzungen erfüllt: alle sind der Auffassung, dass Rassismus ein bekämpfungswertes Herrschaftsmittel ist und ferner, dass der eigene Antirassismus womöglich auf schwachen Füßen steht, man also selbst an den Herrschaftsstrukturen beteiligt ist. Es gibt mithin ein vages Projekt von Selbstveränderung und Gesellschaftsveränderung, dem man sich verpflichtet.

III Erinnerungsarbeit

Die Ausschreibung der Werkstatt umriss die Arbeit mit Erinnerungen wie folgt: „Erinnerungsarbeit ist, wissenschaftlich gesprochen, eine sozialpsychologische Forschungsmethode, politisch gesprochen setzt sie auf ein Kollektiv, das zumindest eigene Befreiung verfolgt, theoretisch beruht sie auf vorgängiger Vernetzungsarbeit verschiedener Disziplinen und Schwerpunkte, von denen Kulturtheorie, Ideologietheorie, Kritische Psychologie, Sprachtheorie sicher die wichtigsten sind. Angezielt ist eine Vermehrung des Wissens um weibliche Vergesellschaftung bei gleichzeitiger Vertiefung eigener Handlungsfähigkeit“ (aus Haug 1999, S. 16).

Die tatsächliche gemeinsame Arbeit in der Werkstatt beginnt mit einem Referat zu einigen der wichtigsten Vorannahmen und methodischen Schritten. Erinnerungsarbeit als Methode erforscht das Zusammenspiel individueller Verarbeitungsweisen und gesellschaftlicher Bedingungen.

Sie geht davon aus, dass es „die Persönlichkeit ist, die ein Gedächtnis hat“ (Leontjew). Das soll heißen, dass die Erinnerung selbst eine Konstruktion ist. Was sich zu der Person verdichtet, als die man heute auftritt, ist eine Selektion von Erlebnisstücken, die man für sich mit Bedeutung belegt hat. Man erinnert nicht schlechterdings alles, sondern nur das, was als Baustein für die Biographie als wichtig wahrgenommen und daher im Gedächtnis gespeichert ist. Die Geschichte wird bei jedem Aufruf aktuell umgeschrieben. Wir haben es beim Aufschreiben von Erinnerungen also nicht einfach mit „der Wahrheit“, sondern mit einer bedeutungsvollen Konstruktion zu tun. Das geschriebene Resultat ist eine Erzählung, in der Widersprüche zugedeckt, Leerstellen produziert sind, um Kohärenz vorzuführen, Sprache eingesetzt ist, um Stimmigkeit mitzuteilen. Die einzelnen Geschichten lassen sich „dekonstruieren“. Aus ihnen können wir eine Art „halbbewusstes Wissen“ um die eigene Vergesellschaftung erarbeiten. Wir finden heraus, welche Wege wir einschlugen, welche wir ausschlossen, mit welcher Begründung wir uns tätig in die Gesellschaft einbauten.

Wie man die eigene Vergangenheit wahrnimmt, bestimmt auch die Handlungsfähigkeit für die Zukunft. Die einzelnen versehen ihre Erfah-

rungen mit Bedeutung, verdrängen dabei eine Reihe von Dimensionen, heben andere hervor, eliminieren Widersprüche. Dabei ist Sprache nicht bloß ein Werkzeug, das wir mehr oder minder kompetent einsetzen, sie macht zugleich Politik mit uns. Indem wir sprechen, bewegen wir uns widerständig oder einverstanden mehr oder minder bewusst im herrschenden Diskurs.³

Die Arbeit mit den von uns geschriebenen Geschichten sucht zugleich die Einwilligung in herrschende Bedeutungen und Alltagsmeinungen wie die Möglichkeiten, ein Wissen über sie aufzuheben. Daher wird zunächst Distanz hergestellt, indem nicht einzelne Personen, sondern Texte bearbeitet werden. (Zur Bedeutung von Texten für gesellschaftliche Integration vgl. D. Smith, Hamburg 1998). Solche Distanzstrategien sind u.a. analytische Fragen an die Texte, die spontaner Einfühlung entgegenarbeiten. (Vgl. dazu den Leitfaden zur Methode in Haug 1999, S. 199-228)

Das Thema

Der Begriff „Rassismus“ ist zunächst abstrakt. Uns interessierte, welche gelebten Gefühle und Tätigkeiten sich darin zusammenfassen. Deshalb machten wir uns auf die Suche nach einer alltagsverständlichen Frage, die zugleich nicht schon voraussetzt, was wir erst erforschen wollen. „Als ich einmal einen Fremden/eine Fremde nicht mochte ...“, diese Frage schien uns günstig, da sie die Rassismusfrage bereits unterläuft, indem die oder der Fremde nicht vorab mit Ethnie oder Nation verbunden wird. Indem wir nach einer Begegnung in einer konkreten Situation fragten, wollten wir einen offenen Blick auf die widersprüchliche Produktion des Fremden im Alltag ermöglichen. Die Szenen sollten uns außerdem einen Zugang zum oben angenommene Feld der Angst (vgl. Osterkamp 1996, siehe oben) eröffnen. (In dieser Weise hatten wir die zunächst versuchte Formulierung: „Manche(n) Fremde(n) mag ich einfach nicht!“ ein

³ Solche Konzeptionen von Erinnerung und Biographiearbeit sind in psychologischen und soziologischen Arbeiten vermehrt zugänglich. Vgl. unter vielen anderen „Klassiker“ wie Frederick Bartlett (Remembering, aus den 30er Jahren) oder Hans Paul Bahrdt (Identität und biographisches Bewusstsein, Freiburg 1982), Klaus Holzkamp (Kolonisierung von Kindheit, in Forum Kritische Psychologie 35, 1995); Susan Kippax (Stichwort „Erinnerungsarbeit“, in: Historisch-kritisches Wörterbuch des Marxismus, Band 3, Hamburg 1997), John Kotre (Der Strom der Erinnerung. Wie das Gedächtnis Lebensgeschichten schreibt, München 1998), Frigga Haug (Leitfaden zur Methode der Erinnerungsarbeit, 1999) und Daniel Schächter (Wir sind Erinnerung. Gedächtnis und Persönlichkeit, Reinbek 2001) oder Harald Welzer (Das kommunikative Gedächtnis. Eine Theorie der Erinnerung, München 2002); vgl. auch die zahlreichen Veröffentlichungen der Sektion Biographieforschung in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie.

wenig verschoben, um die Vereignschaftung des Gegenübers schwerer zu machen.) Fast alle der geschriebenen Szenen arbeiten dennoch mit starken Personalisierungen der/des Fremden. Wir fragen uns im Nachhinein, ob nicht auch die von uns gewählte Frage noch eine solche Personalisierung nahe legt durch das „nicht mögen“, das dem konkreten „Als ich einmal“, das situativ fragt, nicht stark genug entgegensteht. Es wäre interessant, dies weiter zu untersuchen und noch „situativere“, an Tätigkeiten gebundene Fragen zu wählen, wie „Als mich einmal eine Fremde / ein Fremder störte ...“ oder „irritierte“ oder Ähnliches. Zugleich ermöglichte uns unsere Frage dennoch einen Blick auf den Alltag und brachte unerwartete Ergebnisse.

Erste Gruppendiskussion

Allen war es schwer gefallen, eine Szene zu erinnern und den Begriff „Rassismus“ oder „Fremde“ mit eigenem Erleben zu füllen. Aus den empfundenen Problemen fassten wir in einer ersten Diskussion unsere Vorannahmen und Fragen wie folgt zusammen.

Zunächst gab es Schwierigkeiten, das Thema einzugrenzen: Geht es nur um MigrantInnen, die wir als „fremd“ konstruieren? Oder geht es nicht eher um die Konstruktion von Fremdem und Eigenem insgesamt? Wir gingen davon aus, dass der Begriff „Fremde“ das Feld dafür eröffnet, was abgelehnt wird oder wovor Angst besteht. Beim Schreiben zum Thema wirkte es paradoxerweise als Vorzensur, dass alle annahmen, dass es sich um eine Szene mit MigrantInnen drehen müsse, statt um irgendeine Fremde oder einen Fremden, wie es der Wortlaut der Frage doch eröffnen sollte. Zudem fanden wir uns besorgt, uns bei „falschen“ Empfindungen gegenüber MigrantInnen zu erwischen.

Wir suchten nach Konflikt-Erinnerungen, was uns schwer fiel. Waren Konflikte mit MigrantInnen vielleicht nicht erinnerbar aus Angst, sich nicht korrekt zu verhalten, oder sogar auch deshalb nicht, weil tatsächliche Auseinandersetzungen aus dem gleichen Grund kaum stattfanden? Wenn wir im Alltag Auseinandersetzungen vermeiden, um nicht in den Verdacht zu geraten, uns rassistisch zu verhalten, können auch keine Szenen erinnert werden, die offene Konflikte enthalten. So scheint es im Sinne eines positiven Anti-Rassismus nicht wirklich möglich, sich „normal“ zu verhalten. Allen war die Hoffnung, in diesem Feld keinesfalls etwas falsch zu machen, als moralischer Anspruch bekannt. Die Funktion dieses moralischen Tabus lohnt es, weiter zu untersuchen.

Eine weitere Blockade für die zugreifende Erinnerung war die politisch korrekte Sprache. MigrantInnen: dass wir immer über beide Geschlechter zugleich nachdenken und erinnern sollten, machte, dass uns die Erinnerung im Stich ließ.

Nach einigen gemeinsamen Überlegungen stellten fast alle fest, dass sie bei dem Thema in Geschlechterverhältnissen fühlten. Spontan erinnert man einen Fremden (nicht eine Fremde) und denkt an sexistische Aggressivität, vor der man fliehen, vor der man sich schützen müsse. Wir empfanden dies als ein wichtiges Ergebnis aus einer ersten Annäherung, das theoretisch nahe legte, die Fragen von Rassismus unter Einschluss der Geschlechterverhältnisse zu denken – dies eine Erweiterung zu den Thesen Osterkamps. Zugleich bemerkten wir, dass die Geschlechterfrage hier dazu dient, die Beteiligung an Fremdenfeindlichkeit als berechtigt und zum Eigenschutz notwendig unbearbeitbar zu machen. Dies wird also eine Suchfrage an die geschriebenen Szenen und an die theoretischen Vorannahmen.

Eigenartigerweise stellte sich bei einer ersten Szenenübersicht heraus, dass die geschriebenen Texte kaum von der Ahnung von geschlechtlicher Herrschaft oder gar von sexueller Anmache zeugten. Es war, als sei diese plötzlich gewusste Einbindung von Fremdenabneigung in das Feld von Sexualität ein Vorwand gewesen, sich nicht wirklich auseinanderzusetzen zu müssen.

In den meisten Szenen geht es um einen zufälligen Kontakt – im Straßenverkehr.

Dieses Feld der öffentlichen Verkehrswege scheint am ehesten eines, in dem Begegnungen stattfinden, in dem sich die Wege kreuzen. Die Häufung von Straßenverkehrs-Szenen mag auf eine reale Segregation in der Gesellschaft hinweisen, die möglicherweise durch zusätzliche Kontaktvermeidung verstärkt wird.

Eine Frau berichtete über ihre Schwierigkeit, überhaupt irgendeine Szene zu erinnern, und vermutete, dass die Vermeidung von Konflikten mit Migranten beiderlei Geschlechts so stark ist, dass im Alltag gar keine Begegnung mehr stattfände. Sie interpretierte ihre Kontaktvermeidung als Angst, als Privilegierte, mit deutschem Pass und integriert in die Gesellschaft hier, sich schuldig und daher zu Hilfeleistungen verpflichtet zu fühlen. Hinter dieser Sorge steckt die verallgemeinerte Verknüpfung von Migration und Armut ebenso wie die Annahme, es gäbe keine MigrantInnen mit deutschem Pass. Diese unterstellte Hilfeanforderung würde sie überfordern. Konsequenterweise spielt die von ihr schließlich geschriebene Szene im Urlaub in einem fremden Land.

Nur in einer Szene kommt konkretes Arbeiten vor. Da wir davon überzeugt sind, dass die gemeinsame Arbeit für die gemeinsame Gestaltung der Lebensbedingungen unabdingbar ist, hielten wir die Vermeidung von Kooperationsbeziehungen im Feld von Fremden/Ausländern/Rassismus selbst für eine Einschränkung einer humanen Besichtigung der Verhältnisse.

Auswahl der Szene und Textbearbeitung

Natürlich lassen sich an einem Tag nicht alle der geschriebenen Szenen bearbeiten. Die Auswahl erfolgt, nachdem alle die Texte gelesen haben, in demokratischer Wahl. Die Geschichte, die die meisten Stimmen bekommt, wird als erste gemeinsam bearbeitet. Darin eingeschlossen ist die Annahme, dass die gewählte Szene zugleich den größten Wiedererkennungswert und damit die größte Allgemeinheit hat.

Zunächst die Szene:

Als ich einmal eine Fremde nicht mochte

(Die Autorin schreibt in der dritten Person, weil sich diese Vorgehensweise als günstig für die Erinnerungswiedergabe herausstellte – man nimmt sich wichtiger und erinnert mehr Details, wenn man sich als „historische Persönlichkeit“ denkt.)

Sie hatte sich auf ihre neue Kollegin Sirin gefreut. Die Kollegin war Türkin und wirkte interessant und kraftvoll, sie war westlich gekleidet und kombinierte dies mit buntem türkischen Schmuck. Zu Beginn ihrer Zusammenarbeit fragte die Kollegin sie, ob es sie störe, wenn sie einmal am Tag ihren Gebetsteppich im Büro ausrolle und nach Mekka bete. Sie verneinte und war gespannt, in dieser Zusammenarbeit neue Lebensweisen kennenzulernen.

Sirin und sie sollten zusammen ein neues Projekt aufbauen. Nach einigen Wochen der Zusammenarbeit zeigte sich bereits, dass beide völlig unterschiedliche Vorstellungen über Zeiteinteilung und Pünktlichkeit hatten. Die Kollegin kam zu keiner einzigen Teamsitzung zum vereinbarten Zeitpunkt und sie selbst fühlte sich wartend jedes Mal in ihrer Arbeitsweise missachtet; hatte sie doch ihre Aufgaben genau so erledigt, dass sie zur Zeit fertig geworden war. Sirin hatte sich nach Aussprachen zumindest angewöhnt, jedes Mal anzurufen, dass sie später zu den Sitzungen kam. Margret wartete nun regelrecht auf diese Anrufe. Auch wenn Margret sich sagte, dass dies wohl ein kulturell unterschiedliches Verständnis von Zeiteinteilung war, so empfand sie dieses Verhalten unmittelbar als grobe Unverbindlichkeit und war nicht bereit, sich auf diesen Arbeitsstil einzulassen. Sirin jedoch hielt selbstbewusst an ihrer Umgangsweise fest.

Margret leitete zu dieser Zeit im Projekt Berufsorientierungsgruppen für langzeitarbeitslose Frauen an und sollte diese Gruppenarbeit zusammen mit Sirin durchführen, damit diese die Arbeit kennen lernen könne. Selbstbewusst, wie Sirin war, war sie sogleich bereit, eigene Anleitungsaufgaben in der Gruppe zu übernehmen, auch wenn dies für sie neu war. Diese zupackende Art der Kollegin schätzte Margret. Sie selbst wäre nie so vorbehaltlos und mutig in eine neue Situation gesprungen. Beide sprachen also ab, wer welchen Part übernehmen würde und starteten ihre erste gemeinsame Gruppe: Margret begann die Gruppe mit einem Überblick, dann sollte Sirin eine Vorstellungsrunde mit Postkarten anleiten. Margret traute ihren Ohren kaum, als Sirin diese, anders als verabredet, so ein-

fürte, dass jede der Frauen eine Karte wählen und dann vorne vor der Gruppe stehend – statt auf ihrem Platz sitzend – sich vorstellen sollte. Was für ein Einstieg! Immer war Margret bemüht gewesen, einen angstfreien Gruppenanfang zu organisieren, der dann ermutigende Arbeit ermöglichte. Alles in ihr verkrampfte sich, als sie diese Einleitung hörte. Sie bemühte sich angespannt, einfach weiter zu atmen und sich nichts anmerken zu lassen, denn korrigieren wollte sie die Kollegin mitten in der Situation nicht. Sie saß da und dachte, dass es eine Zumutung sei, mit dieser unerfahrenen und so wenig reflektierenden Kollegin zusammen arbeiten zu müssen und nun an dieser Art unprofessionellem Einstieg beteiligt zu sein. Wenn Sirin sich wenigstens als Lernende verstehen und sich erst einmal an bewährte Formen halten würde, dann würde Margret auch Fehler akzeptieren können, aber so ... Die Teilnehmerinnen der Gruppe konnten mit der Situation besser umgehen. Die erste Frau ging tatsächlich nach vorne und sagte kurz ein paar Worte über sich, die anderen lehnten schlicht ab, und sprachen dann auf ihrem Platz. Margret nahm zur Kenntnis, dass die Stimmung des Anfangs einerseits angespannter war als in anderen Seminaren, dass es aber trotzdem möglich war, im Seminarverlauf weiter voran zu gehen. Margret hat keine Erinnerung mehr, wie es nach dieser Vorstellungsrunde weiter ging und was sie tat, sie weiß aber, dass das Seminar insgesamt einen guten – und ermutigenden Verlauf – nahm.

Sirin konnte auch im Nachhinein Margrets Bedenken und Kritik nicht verstehen, beide fanden keine Basis, sich zu verständigen.

Die Textbearbeitung

Am Anfang der Arbeit am Text fragen wir danach, was die Autorin uns sagen will, also welche Botschaft ihr Text für uns haben soll. Dies ist eine Frage, die sich noch im Alltagsverstand bewegt, die herausarbeiten möchte, wie wir uns in herrschende Bedeutungen einfinden. Diese Frage soll konsensuell beantwortet werden, mit dem Ziel, eine fast thesenhafte Aussage zu formulieren, was die Autorin unmittelbar mitteilen möchte. In der Botschaft der Autorin ist immer eine Art Theorie oder Weltsicht über das jeweilige Thema enthalten. Wir nennen dies eine Alltagstheorie. Sie ist zugleich als Zeichen zu analysieren, inwieweit herrschende Theorien über das Thema Eingang in den Alltagsverstand gefunden haben. Vielfach werden Szenen so geschrieben, dass sie ein alltägliches Sprichwort zu illustrieren scheinen, wie „aller Anfang ist schwer“ oder „wer anderen eine Grube gräbt, fällt selbst hinein“ usw. Die kondensierende Arbeit auf solche Botschaften ist meist verblüffend, weil wiederum die meisten zunächst nicht glauben wollen, dass ihre je individuellen Erinnerungen so eingefahrene Losungen vermitteln. Daher ist es wichtig, diesen Weg konsensuell zu gehen, also so lange zu diskutieren, bis alle, einschließlich der Autorin überzeugt sind. Diese schließlich gefundene „Botschaft“ wird aufgeschrieben. Sie dient als eine Art Widerpart zur

nachfolgenden Dekonstruktionsarbeit, die herausfinden wird, mit welchen sprachlichen Mitteln die so gängige Botschaft hergestellt wurde. Widersprüche und Leerstellen werden aufgespürt. Der Konstruktion der Erzählerin auf die Spur zu kommen, also mit welchen Tätigkeiten, welchen Gefühlen sie sich beschreibt und wie sie andere in der Erzählung, wiederum mit welchen Tätigkeiten und Gefühlen vorkommen lässt, damit das Ganze eine stimmige Botschaft wird, ist Teil der analytischen Arbeit. Dabei erfährt man im Übrigen zumeist, dass die einzelnen sprachliche Mittel – wie unpersönliche Subjekte, die die Handlung übernehmen, Hilfsverben, Konjunktive, Negationen – einsetzen, die allesamt das Erzähl-Ich kleiner machen, ohne dass dies ihnen zuvor bewusst ist. Am Ende solcher analytischer Arbeit mit dem Spracheinsatz gewinnt man zwei Konstruktionen, die des Erzähl-Ich und diejenige, die der Geschichte zugrunde liegt, also die Botschaft, die die Geschichte hat und die mit der zuvor vermittelten Botschaft der Autorin keineswegs identisch ist. Unter der eingangs formulierten Bedeutung der Szene findet sich also eine zweite, die die Autorin „halbbewusst“ weiß, die sie aber unter der ersten Bedeutung vergraben hat. Insofern ist Erinnerungsarbeit auch Ausgrabungsarbeit, ein Ausflug in die Archäologie alltäglicher Kommunikation.

Die Botschaft der Autorin

Nach recht kurzer Diskussion einigten wir uns auf folgende Botschaft: „Kooperation mit Fremden ist nicht möglich, solange das Gegenüber nicht bereit ist, sich anzupassen, zugespitzt gesagt: sich zu unterwerfen.“ Die Autorin scheint zu unterstellen: „Im Austausch gegen großzügige Toleranz und Neugier (im ersten Absatz) kann sie die Unterwerfung der Fremden (im weiteren Verlauf der Szene) verlangen.“ Zum Thema Rassismus teilt uns die Autorin ihre Alltagstheorie mit: „Fremdheit ist kulturell bedingt.“ Dieser Gedanke ist uns gut bekannt aus der interkulturellen Pädagogik. Darin steckt der Vorschlag, „interkulturellen Problemen“ durch das Kennenlernen der anderen Kulturen zu begegnen. Das soziale Miteinander ist das richtige Mittel gegen Fremdenfeindlichkeit.

Die Botschaft der Szene

Suchen wir die Aussage, welche die Szene selbst enthält, eine, die die so eingängig im üblichen gesunden Menschenverstand formulierte, die uns die Autorin auf den ersten Blick anbietet, brüchig macht. Die Autorin erarbeitet ja ihre Mitteilung oder Bedeutung unter Einbezug der vorhandenen Bedingungen und Verhältnisse. Auf der Suche nach der Aussage der Szene zergliedern und dekonstruieren wir den Text. Zunächst untersuchen wir also, wie die Autorin sich selbst auf der einen Seite und die „Andere“ auf der anderen Seite entwirft. Dazu betrachten wir die benutz-

ten Verben, die benannten Gefühle und Interessen, mit denen die Autorin sich und die „Andere“ beschreibt. Eine Übersicht dieses Analyseschrittes zeigt die Tabelle auf Seite 136.

Die Selbstkonstruktion der Autorin

Die Liste der Aktivitäten, welche die Autorin sich zuschreibt, zeigt: sie konstruiert sich auf den ersten Blick als sehr aktiv: *sie verneint, erledigt, wird fertig, wartet, sagt sich, leitet, schätzt, wäre gesprungen, beginnt, traut ihren Ohren kaum, hört, sitzt da, denkt, nimmt zur Kenntnis, hat keine Erinnerung und weiß*. Auf den zweiten Blick stellen wir fest, dass der größte Teil dieser Aktivitäten aus verneinenden, aus innerlichen oder im Konjunktiv geschriebenen Tätigkeiten besteht. Auf diese Weise wird Aktivität zugleich zurückgenommen.

Die Autorin zeigt sich anfänglich lebendig: sie freut sich, ist gespannt. Dann wechseln die Gefühle – sie fühlt sich missachtet. Im Folgenden zeigt sie Haltungen und Tätigkeiten aus dem bürokratischen Feld, was sie auch durch die Wortwahl kenntlich macht: Es geht um *Zeiteinteilung und Pünktlichkeit, um erledigte Aufgaben, sie fühlt sich in ihrer Arbeitsweise missachtet, sie empfindet dieses Verhalten als grobe Unverbindlichkeit*.

Eigene Interessen benennt die Autorin nicht, sie beschreibt stattdessen ihre Haltung: sie ist immer bemüht zu organisieren, bemüht sich angespannt, sie würde auch Fehler akzeptieren können. Nach ihrer anfänglichen Neugier auf Neues wünscht sie sich Verbindlichkeit, möchte, dass ihre Arbeit anerkannt wird und dass alles seinen abgesprochenen Gang geht. Wir formulieren zugespitzt: sie wünscht sich Ordnung und Disziplin.

Die Konstruktion der „Fremden“

Wie entwirft die Autorin nun ihr Gegenüber? Die Kollegin kommt fast ohne Tätigkeiten vor: *Zu Beginn fragt sie, kommt nicht pünktlich, hat sich angewöhnt und hält fest. Beim Gruppe-Anleiten führt sie ein (anders als verabredet)*. Bis auf das Fragen zu Beginn ist jede Tätigkeit damit verbunden, dass sie *auf falsche Weise geschieht, anders als es sein soll*. Die Kollegin soll funktionieren, aber sie funktioniert nicht.

An die Stelle von Tätigkeiten, von Interessen und Gefühlen setzt die Autorin Vereigenschaftenungen: *Die Kollegin ist Türkin, wirkt interessant und kraftvoll, ist gekleidet, kombiniert mit buntem Schmuck, kommt zu keiner Sitzung zum vereinbarten Zeitpunkt, hat sich angewöhnt, hält*

selbstbewusst fest, ist selbstbewusst, hat eine zupackende Art, ist unerfahren, wenig reflektierend und versteht sich nicht als Lernende.

Vereigenschaften erkennen wir an Adjektiven und Ist-Sätzen, d.h. an Beschreibungen und Feststellungen, die einer Person dauerhaft zugeschrieben werden. Hier z.B. „sie ist“, „sie wirkt“, „hat eine Art“, „sie versteht sich als ...“, dass „sie zu keiner Sitzung zum vereinbarten Zeitpunkt kommt“ scheint zunächst eine schlicht negative Tat, die allerdings durch die Festschreibung als „immer geschehend“ wie ein Charaktermerkmal auftritt, usw.

Die Autorin erwähnt, was – wenn die Kollegin schon nicht funktioniert – akzeptabel gewesen wäre: wenn Sirin *sich als Lernende verstehen und sich an bewährte Formen halten würde*. Durch die Vereigenschaftung – *sie versteht sich nicht als Lernende, kann auch im Nachhinein nicht verstehen* – wird selbst die geforderte Anpassung und Unterwerfung unter die Arbeitsordnung zur Unmöglichkeit. Die Eigenschaften der Kollegin sind falsch.

Die Tabelle

In die Tabelle fügten wir eine zusätzliche Spalte „Eigenschaft, Merkmal“ für die Andere ein, da kaum etwas über ihre Taten, Gefühle oder Interessen, nach denen Erinnerungsarbeit immer fragt, in der Szene vorkommt. Eigenschaften dagegen finden wir einige. Sowohl für die Autorin wie für die Andere fragen wir ergänzend zu Interessen nach „Haltungen“, da die Szene eher solche denn Interessen benennt. Beides ist ungewöhnlich in der bearbeiteten Szene und nicht typisches Vorgehen in Erinnerungsarbeit.

Die Autorin			Die Andere			
Taten	Gefühle	Interessen, Wünsche, Haltung	Taten	Gefühle	Interessen, Wünsche, Haltung	Eigen- schaft, Merkmal
<ul style="list-style-type: none"> • verneint 	<ul style="list-style-type: none"> • hatte sich gefreut • ist gespannt 	<ul style="list-style-type: none"> • Neugier • Lebensweise kennenlernen 	<ul style="list-style-type: none"> • wirkt • kombiniert • fragt 	<ul style="list-style-type: none"> • 	<ul style="list-style-type: none"> • 	<ul style="list-style-type: none"> • ist Türkin • ist westlich gekleidet
<ul style="list-style-type: none"> • erledigt • wird fertig • wartet • sagt sich • war nicht bereit 	<ul style="list-style-type: none"> • fühlt sich missachtet • (empfindet als grobe Unverbindlichkeit) • (ist nicht bereit, sich einzulassen) 	<ul style="list-style-type: none"> • ihre Arbeitsweise achten • zur Zeit fertig werden • Ordnung/Verbindlichkeit/ Disziplin/Pünktlichkeit 	<ul style="list-style-type: none"> • kommt nicht pünktlich • hält fest 	<ul style="list-style-type: none"> • 	<ul style="list-style-type: none"> • hat sich angewöhnt anzurufen 	<ul style="list-style-type: none"> • ist selbstbewusst
<ul style="list-style-type: none"> • leitet • schätzt • (wäre nie gesprungen) • beginnt • traut kaum • hört • sitzt und denkt • nimmt zur Kenntnis • hat keine Erinnerung • weiß 	<ul style="list-style-type: none"> • 	<ul style="list-style-type: none"> • ist bemüht, angstfreien Gruppenanfang organisieren • bemüht, weiter zu atmen, sich nichts anmerken zu lassen • wolle nicht korrigieren • würde akzeptieren können, wenn andere sich als Lernende verstünde 	<ul style="list-style-type: none"> • führt anders ein • kann nicht verstehen 	<ul style="list-style-type: none"> • 	<ul style="list-style-type: none"> • war bereit zu übernehmen • (verstehst dich nicht als Lernende?) • (hält sich nicht an bewährte Formen?) 	<ul style="list-style-type: none"> • hat zupackende Art • vorbehaltlos mutig • ist unerfahren • ist wenig reflektierend

Sprache	Widersprüche	Leerstellen	Verknüpfungen
<ul style="list-style-type: none"> • unpersönliche Subjekte: „das Seminar nimmt guten Verlauf“, „Es zeigt sich, dass es möglich war“, „alles in ihr verkrampft sich“ • Taten/Haltung der Autorin in Negation (nicht korrigieren wollen, nicht anmerken lassen..), mit Hilfsverben (bemüht) und im Konjunktiv (würde akzeptieren können..) • Autorin macht sich klein 	<ul style="list-style-type: none"> • Die Kollegin ist falsch - Seminar nimmt guten Verlauf 	<ul style="list-style-type: none"> • „aber so...“ Was wäre die gedachte Sanktion, da S. sich nicht als Lernende versteht? 	<ul style="list-style-type: none"> • Angstfreier Gruppenanfang ermöglicht ermutigende Arbeit • Wenn S. sich als Lernende verstehen würde -> würde M. Fehler akzeptieren

Wir gehen die Konstruktionen der Autorin und der Fremden mit Hilfe der Tabelle durch, um weg von der spontanen Einfühlung und hin zum darunter liegenden Muster, der Konstruktion der Szene, zu gelangen. Dabei fällt uns besonders der Wechsel im Stil zwischen dem ersten Absatz (Einführung der Person) und der weiteren Szene (die Zusammenarbeit) auf.

Bereich des Kulturellen – Bereich der Arbeit

Das Gegenüber vereinschaftet zu denken ermöglicht es, nicht in Dialog treten zu müssen. Weil Veränderung beim Anderen unmöglich erscheint, kann und muss man nichts tun. Das stabilisiert die eigene Position.

Dies steht im friedlichen Widerspruch zur Alltagstheorie der Autorin, die uns Offenheit und Neugier zwischen den Kulturen als Mittel zur Verständigung empfahl. Dies gilt in der Szene für den Bereich der Kultur (im ersten Absatz), nicht aber für den dann folgenden Bereich der Arbeit (zweiter und dritter Absatz), in dem es ernst wird und um Ordnung geht und das richtige Verhalten darin. Anders, als wir anzunehmen bereit waren, führt Offenheit zwischen den Kulturen offenbar nicht dazu, Zusammenarbeit zu verbessern. Die Szene führt uns stattdessen vor, wie Offenheit und Neugier im Bereich des Kulturellen eine Legitimation von Verurteilung und Ausgrenzung im Bereich der Arbeit bilden.

Die Autorin selbst kommt auch in der Lebendigkeit und Neugier des ersten Teils nicht als Kommunizierende oder Fragende vor. Kommt Offenheit hier lediglich als Schuldigkeit vor? In der behaupteten Neugier auf Neues findet sich kein Raum für Zweifel und Kritik. Diese aber wären notwendig für Verständigung, denn – so auch eine These Osterkamps – da, wo Verunsicherung und Angst keinen Raum haben und nicht bearbeitet werden, entsteht die Notwendigkeit, zu entwerten und auszugrenzen, und Sicherheit wird in der äußeren Ordnung gesucht.

Selbsterhöhung der Autorin

Wir finden dies in der Szene, indem sich die Autorin erhöht durch die Erniedrigung der Anderen. Sie führt sich selbst als groß vor: *sie kennt die richtigen Regeln, vertritt die Seite der Ordnung, verfügt über Wissen und Kompetenzen und ist sogar in der Lage zu erkennen, dass andere es anders sehen als sie*. Die Fremde wird eskalierend erniedrigt bis zur *Zumutung*, sie ist *unprofessionell*, macht unakzeptierbare Fehler, mit ihr gibt es keine Verständigungsbasis. Dabei schreibt die Autorin zugleich, dass die Teilnehmerinnen dieser Gruppenarbeit ihren Weg finden und das Seminar einen guten Verlauf nimmt, trotz des vollständigen Versagens der Kollegin an strategischer Stelle. Sie benennt diesen Widerspruch, ohne dass er ihr weiteres Verhalten und ihre Einschätzung verändern würde. Ebenfalls in widersprüchlichem Verhältnis steht die Erhöhung der Autorin zur Verkleinerung ihrer Person durch die zurück-

genommenen Tätigkeiten. Wir können, ansetzend an Osterkamp, die These formulieren, dass Unsicherheit des eigenen Tuns und Könnens ebenfalls den Boden dafür bereitet, Sicherheit in der Konstruktion von Größe gegenüber Anderen zu finden. Es bleibt zu erforschen, was dies für Frauen bedeutet, die in der Leistungsgesellschaft als Andere und als Falsche vorkommen und ihre Taten auch selbst entnennen (vgl. Haug und Wollmann (Hg.) 1993).

Verunsicherndes Tätigkeitsfeld

In welchem Feld spielt die Szene, und welche Bedingungen machen die Erfahrungen in dieser Szene möglich? Wir finden als eine der Bedingungen die strukturelle Vergeblichkeit der Aufgabe: ein Berufsorientierungskurs mit Langzeitarbeitslosen bei Nicht-Verfügen über das gesellschaftliche Feld des Arbeitsmarktes. Aus der daraus resultierenden Unsicherheit erscheint als Rettung das Einhalten der Ordnung. Möglicherweise ist dies der Hintergrund für Angst, nicht zu genügen (vgl. die Thesen von Osterkamp zu Beginn dieses Berichts). Denkbar ist auch ein Versuch der Kompensation: Finden wir den Vorsatz, im Kulturellen alles richtig zu machen, da es im Feld der Arbeit nicht möglich ist, wirklich zu genügen?

Zuspitzung: Die Konstruktion der Szene

Zusammenfassend und zuspitzend formulieren wir die Thesen, die uns als darunter liegende Konstruktion dieser Szene jetzt deutlich wurden:

Die Fremde ist aus kulturellen (d.h. Herkunfts-) Gründen fremd und anders, dies ist nicht zu ändern (Vereignenschaftung). In der Sphäre des Kulturellen (d.h. Schmuck, Kleidung, Körperlichkeit, Religion usw.) ist die Fremdheit bunt und Folklore, der man freundlich begegnen kann. In der Sphäre der Produktion und Kooperation dagegen taugt das Fremde nicht. Die im Freizeitbereich tolerierte kulturelle Abweichung der Anderen wird in der Sphäre der Arbeit zu gefährlicher oder zumindest unproduktiver Unprofessionalität. Da eine Verständigung in der Arbeit unmöglich ist, führt dies zu Ausgrenzung.

Die Szene zeigt uns eine Spaltung der Autorin entlang der Linie der zwei Sphären Kultur und Arbeit. Sie zeigt sich als tolerant, freundlich, offen und neugierig, mit einem Wort: als lebendig auf dem Feld der Kultur (Welches Stadtteil- oder Schulfest ist heute ohne internationale Speisen und Musik denkbar?), jedoch, wenn es um Arbeit geht, ist der Spaß vorbei und eine sichere Ordnung ist gefragt (vgl. auch S. Hall 2004). Hier kommt es darauf an, dass alles richtig und schnell genug gemacht wird. Hier hat das Fremde, da weder Anpassung noch Verständigung möglich sind, nichts zu suchen. Im Feld der Kultur findet sich Folklore, im Feld der Arbeit sind die wichtigen Dinge.

Auch in der aktuellen Debatte über die „Ehrenmorde“ findet sich diese Problematik: Das Kulturelle zu vereignschaften, bis hin zur strafmindernden Wirkung des „kulturellen Hintergrunds“, entzieht der für jede Kooperation notwendigen Ebene der Kritik und (Selbst-) Veränderung den Boden.

Auch in dieser Logik muss das als unveränderbar konstruierte Fremde auf folgenlose, unschädliche Bereiche wie Kultur und Dekoratives begrenzt werden. Und auch hier ist man gut beraten, Fremdes aus wichtigen Bereichen herauszuhalten.

Wir finden den Einsatz kultureller Toleranz als Eintrittskarte in die herrschende Ordnung. In dieser Weise wirken political correctness in der Wahrnehmung der anderen, die verbale Anerkennung unterschiedlicher Kulturen als Fundament, auf dem schärfste Ausgrenzung und Erniedrigung in gesellschaftlichen Produktions- und Kooperationsbereichen gedeiht. Potentielle Schuldgefühle, etwa „rassistisch“ zu sein, werden auf unschädlichem Feld bekämpft. Ein weiteres Mal wird deutlich, dass tatsächliche Zusammenarbeit unter Gleichen der Ausgangspunkt von Antirassismus ist, auf dem erst in der Folge „tolerante Kommunikation“ aufbaut. Die umgekehrte Vorgehensweise wird eigene Rechtschaffenheit und bigotte Zuweisung von Rassismus an andere und damit allgemeinen strukturellen Rassismus geradezu grundlegend reproduzieren.

Wir waren alle, einschließlich der Autorin, überrascht, schließlich die offene Toleranz im Kulturellen und die unerbittliche Ausgrenzung im Arbeitsbereich so wirksam zu sehen, dass ersteres die Möglichkeit für letzteres lieferte. Wir halten dies für eine neue Erkenntnis. Einen Begriff von dieser Spaltung der Sphären „Kultur – Toleranz“ und „Produktion – Ausgrenzung“ zu entwickeln, kann uns helfen, folgenreichere Ansatzpunkte zu erkennen, für ein Miteinander, das inhaltliche Auseinandersetzungen und gemeinsame gesellschaftliche Gestaltung einschließt.

Weitere im Text genannte Literatur

- Antonio Gramsci, (hg. v. Klaus Bochmann u. W.F. Haug) Kritische Gesamtausgabe der Gefängnishefte in 10 Bänden. Hamburg 1991-2002
Stuart Hall, 2000: Cultural Studies. Ein politisches Theorieprojekt. Ausgewählte Schriften 3, hg. von Nora Räthzel, Hamburg 2000
ders., 2004: Identität, Ideologie und Repräsentation. Ausgewählte Schriften 4, hg. von Juha Koivisto u. Andreas Merckens, Hamburg 2004
Frigga Haug, 1999, 2005: Vorlesungen zur Einführung in die Erinnerungsarbeit. Hamburg
ders., u. Eva Wollmann (Hg.), 1993: Hat die Leistung ein Geschlecht? Hamburg
Ute Osterkamp, 1996: Rassismus als Selbstentmächtigung. Hamburg
Dorothy Smith, 1998: Der aktive Text. Eine Soziologie für Frauen. Hamburg